



Der illustrierte Sonntag



Nummer 10

Sonntag, den 9. März 1941

10. Jahrgang

Die Stunde der Besinnung

An den Quellen der Kraft aus dem Reichtum der deutschen Seele

Zusammengestellt und bearbeitet von Willi Fr. Köhnig

„Welch ein Mann!“

„Ein Land regieren heißt, ihm ein Willenszentrum geben, das in einer Kraft und nicht in einer Wucht besteht.“

G. E. Faber in „Der Erzkönig“

Preußen besaß dieses Willenszentrum, geboren aus der Kraft mit dem Namen: Friedrich der Große. Sieben Jahre lang tannte eine Welt Sturm gegen diese Kraft, sie zu zerbrechen, doch sie zerbrach nicht, und am Ende lehrte der „Erz-
könig“ als Sieger heim. Die sieben Jahre des Krieges waren ihm eine endlose Kette von Erfolgen und Niederlagen, von Größe und Verzweiflung. In allem aber spiegelte sich die große Seele des Königs.

„Im Kriege, wie auch in jeder anderen Sache, tut man das, was man kann, und selten das, was man will. Wenn man daher ein wenig Erfolg haben will in den Angelegenheiten der Welt und besonders in kriegerischen Unternehmungen, so muß man die größten Pläne machen; denn man bleibt immer dagegen zurück. Aber wenn man solche Pläne entwirft, so ist man sicher, in irgendeinem Punkte Erfolg zu haben. Einem Menschen, der nur kleine oder halbe Pläne macht, dem wird nichts gelingen: dessen können Sie versichert sein. Dieser Mensch mit halben Plänen hat wenig Ehrgeiz, und man muß viel haben, wenn man in großen Dingen Großes leisten will.“

Und auch Genie, Sire!
Zweifelloß! Der starke Ehrgeiz entzündet es, hilft ihm und ersetzt es zuweilen. Verbinden Sie das alles mit der Weisheit, und Sie werden eine Vorstellung von dem Ehrgeiz haben, wie ihn jemand haben muß, der sich in der Welt einen Namen machen will.“

22. Mai 1758.

„Diese Zeit, die da flieht, ohne jemals stillzu-
stehen, diese Zeit, die unsere Tage, Stunden, Minuten hinwegführt, diese Zeit wird mit Gleichgültigkeit hingenommen, ohne daß man ihrer so recht achtete; und doch schreit uns die Natur bei jeder Gelegenheit ins Ohr: Ihr Sterblichen, müßt die Zeit vergeht niemals den Wert eines Augenblickes, auf dem doch die Unendlichkeit der Zeit beruht, und beschleunigt die Flucht eurer Tage nicht noch durch eitle Nichtigkeiten!“

Dennoch glaube ich, daß ich einer jener armen geistlichen, ungesicherten Sterblichen bin, die verhältnismäßig wenig kostbare Augenblicke des Lebens verloren haben. Ach, mein Lieber, das Schicksal eines Königs ist recht traurig; er trägt sehr viel Last um anderer willen. Durch rechten Gebrauch der Zeit beseitigt ein König alle Hindernisse, die seinem Wohlbefinden und dem seines Volkes entgegenstehen.“

16. Mai 1758.

Man spricht mit so viel Wohlgefallen von den Großen und ihrem Glück. Man hält sie so leicht für die glücklichsten Sterblichen, daß es einen dauern kann. Sie sind viel mehr zu beklagen, mein Lieber, als Sie glauben. Gewöhnlich werden sie schlecht bedient, oder man führt ihre Befehle nur mangelhaft aus, oder wenn sie etwas Mißsames fordern, so wird man ihrer überdrüssig. Ein Kaiser unwissender Menschen kritisiert ihre Maßregeln, ihre Feldlager, ihre Manöver, selbst ihre vernünftigsten Pläne; man begnügt sich nicht damit, sondern forschet neugierig ihrem Privatleben nach; man schiebt ihnen Absichten unter, die sie nicht haben, und regt sich gewaltig über sie auf bei der geringsten Bevorzugung derer, die sie nach ihrer Meinung verdienen. So steht das Schicksal der Könige aus.“

3. Juni 1758.

„Man darf nicht zuviel Rücksicht auf sich selber nehmen und sich vergärtnen; nichts ist gefährlicher. Obgleich ich krank bin, so bin ich doch bei Wind und Wetter draußen und sitze zu Pferde, während andere klagend und fest in ihrem Bett liegen würden. Wir sind geschaffen, um tätig zu sein; Tätigkeit ist das beste Heilmittel gegen alle Leiden des Körpers.“ „Ich habe keine Zeit, mich zu vergärtnen. Morgen muß meine alte Figur sehr zeitig auf dem Pferde sitzen. Ich habe keine Zeit zu verlernen, sondern muß laufen wie Don Quixotte, um dem vorzubeugen, was man in Sachsen gegen den jähren Ritter plant.“

Den Wagen? Mein Freund, ach, was denken Sie! Halten Sie mich für eine alte Frau? Und was sollte meine Armee sagen, wenn sie den hübschen Herrn verumt und eingepackt in seinem Wagen sähe? Welches Beispiel gäbe ich vielen Offizieren, die es nötig haben, vor dem bösen Beispiel bewahrt zu werden und die, dem meinen folgend, sich beim geringsten Uebel vergärtnen würden?“

8. Juni und 10. November 1758.

„Gott ist mein Zeuge, daß ich mein Volk zu sehr liebe, als daß ich es noch größeren Leiden als den gegenwärtigen aussetzen möchte. Ich werde nur aufs tiefste betrübt Menschen sehen, die sich für mich geopfert haben. Und ich sollte mich nicht für sie opfern? Das wäre der Gipfel der Undankbarkeit!“

8. Juli 1758.

„Sie werden mich meine Anstrengungen verdoppeln sehen, um diese Uebel zu überwinden, die ich zu fürchten Ursache genug habe. Alles, was mir der Himmel gegeben hat an Standhaftigkeit und Ausdauer, werde ich aufbieten in diesen entscheidungsschweren Augenblicken. Wenn das Opfer meines Lebens nötig ist, um alles zu retten, so wird dieses Leben meinem Volke und meinem Heere gehören. Ich werde dieses Opfer gern bringen. Es wird mich keine Ueberwindung kosten. Ich habe dieses traurige Leben bisher nicht gescheut, das werden mir meine Leute bezeugen können; Sie fühlen wohl, mein Freund, daß ich es auch jetzt zum Wohle meines Landes nicht schonen werde, das mir teuer ist.“

24. Juli 1758.

„Ich muß fast stets mit einer Schnelligkeit

und einer Kühnheit handeln, wie sie die Vorsicht und die Klugheit nicht zulassen würden. Ich muß arbeiten und laufen wie ein Hercules, ohne doch die Kraft dieses Sohnes des großen Jupiter zu haben.“

11. August 1758.

„Wäre ich etwa sehr dankbar, wenn ich mich schonte? Ich liebe mich in Stücke haben, wenn ich durch dieses Opfer all meinen Leuten den Frieden geben könnte, für den sie so tapfer gekämpft haben.“

23. November 1759.

Aus Friedrichs des Großen Gesprächen mit Cati.

Gelöbnis

Alle Schritte, die wir schreiten,
Deutschland, sind dir zugewandt;
alle Ritte, die wir reiten,
enden stolz im Vaterland!

Jedes Wort, im Kampf geboren,
jedes Lied, im Krieg erdacht,
hat an dich sich ganz verloren,
tief geheiligt durch die Schlacht.

Alles Wandern, alles Wagen,
endet still in deinem Schoß.
Was wir stumm im Herzen tragen,
morgen schon loht's hell und groß.

Wenn wir wieder feindwärts schreiten,
führt ein jeder Weg ins Licht.
Bald schon muß die Nacht zergleiten,
und der Tag hält streng Gericht.

Otto Brinkmann.



Spaziergang im Vorfrühling

Eine Stunde Aufenthalt...

Ein Zeitbild von Irmgard von Bork

„Einmal Chamberlain — einmal Churchill — einmal Chamberlain — einmal Churchill! Mir auch Chamberlain — nein, ich lieber Churchill! Schwester, Schwesterchen, liebes Schwesterchen, drehen Sie sich doch bitte einmal um!“

Unzählige Hände strecken sich mir entgegen. Ich stehe eingekleidet in einem Blod von Soldaten, die alle eine Postkarte haben möchten. Eine Karte, die auf der rechten oberen Ecke statt der Briefmarke ein buntes Bildchen mit dem Kopf Chamberlains oder Churchills trägt, über das die Worte „Wert keinen Pfennig“ gedruckt sind.

Ein riesiger Truppentransport hat auf einem Güterbahnhof eine Stunde Aufenthalt. Die Soldaten sind in langen Reihen angetreten, Flecknäpfe klirren, die emsigen Hände der D.R.K.-Helferinnen, die von den Soldaten zwar nicht mit Recht, aber doch so gern als „Schwestern“ angesprochen werden, haben Hunderte von Ekgeschirren gefüllt, so manchen Trinktapp und manche Feldflasche mit Kaffee versorgt. Alles ging ruhig und geordnet vor sich. Aber nun ist es klirrend geworden. Es gibt keinen Soldaten, der nach einer mehr oder weniger langen Fahrt seinen Lieben nicht einen Gruß schicken möchte. Und nun gar mit einem solchen Aufdruck! Sie alle haben einen ungeheuren Spieß daran und erdrücken mich beinahe. Sie erwischen mich am Ärmel und möchten mich rundum drehen, bis ich ihnen lachend drohe, sie auch gleich „antreten“ zu lassen. Aber auch das hilft nur für wenige Sekunden.

Schließlich sind alle Karten verteilt. Nun haben und stehen die Soldaten überall herum. Sie schreiben ihre Grüsse nach Hause und sind mit ihren Gedanken dort, wo sie vielleicht gerade Abschied genommen haben. Manches versonnener Blick taucht vom Schreiben auf und geht in die Ferne. Spiegelt sich nicht noch in den Augen das Erlebnis, das sie tief in ihrem Innern beschäftigt und das sie vielleicht alle Strapazen eines Krieges leichter ertragen läßt? „Liebste“ sehe ich eine Soldatenhand etwas ungelent malen, während ich dem Kameraden dicht daneben meinen Bleistift reiche. Und „Liebster“ tönt in mir ein Echo, denn auch ich habe einen Mann draußen, der wie all die Vielen hier hinauszieht, um Deutschlands Freiheit zu erkämpfen...

Ich gehe langsam am Zuge entlang. Die Eifrigsten haben ihre Karten schon geschrieben und kommen bereits, um sie mir zu geben. Ob sie auch heute noch in den Kisten geworfen werden, ist ihre größte Sorge. Natürlich verspreche ich ihnen das, denn ich weiß, wie beglückend ein solcher Feldpostgruß sein kann.

Bald tönt der Pfiff zum Einsteigen. Der Zug setzt sich in Bewegung. Und während noch im Abfahren die letzten Karten herausgereicht werden, fällt der Chor der Soldaten in das Lied ein, das erst einer antimmte und das dann immer mächtiger anschwillt: „... denn wir fahren gegen Engelland!“

Zwei Ereignisse auf eine Formel gebracht

Der Aesthetiker Friedrich Theodor Wifher, der Dichter des Romans „Aus Einer“, war geistreich und witzig. Im Jahre 1941 wurde er wegen freimütiger Äußerungen vom Ratgeber herab auf zwei Jahre seines Amtes als Professor an der Tübinger Hochschule enthoben. Zugleich wurde ihm sein erster und einziger Sohn geboren.

Beides zeigte er seinen Hörern im Kolleg mit den Worten an: „Meine Herren, ich habe heute einen großen Wifher und einen kleinen Wifher erhalten!“

Ja nicht erschrecken!

Die beiden Berliner Komiker Helmerding und Beckmann hatten einen gemeinsamen Stammtisch in einer kleinen Weinkeipe Berlins. Eines Abends kam Helmerding an den Stammtisch und sagte unvermittelt mit belegter Stimme: „Beckmann ist tot!“ Die Stammtischbrüder zuckten zusammen und man sprach nur noch leise. Da öffnete sich die Tür, und gesund und munter erschien Beckmann.

Der Stammtisch war sprachlos, nur Helmerding flüsterte: „Um Gottes willen, laßt ihn bloß nichts merken. Er weiß es anscheinend noch nicht!“

Ueber Fahnen und Feldzeichen

Fahnen und Feldzeichen gab es nachweislich schon im Altertum bei verschiedenen Kulturbölkern, wo gewöhnlich jeder Stamm ein eigenes Banner führte. Auch bei den alten Römern finden wir neben den Adlern der Legionen die Fahne als Feldzeichen der Reitergeschwader, vexillum genannt. Vexilla regis prodeunt heißt ein alter Schlachtgesang mittelalterlicher Heere, des Königs Banner gehen dem Heere voran. Nach dem Siege Constantins d. Gr. über Maxentius erhielten die römischen Königsfahnen das Christus-Monogramm.

Bei den Germanen hatte man Feldzeichen in Gestalt von Drachen; daher nannte man einen Heerhaufen auch wohl einen Heerdrach. So mag wohl die Sage vom Drachentöter Siegfried eine verblaßte Erinnerung an Arminius, den Befieger des römischen Heeres, sein. Das germanische Wort Fahne ist auf das altnordische grundfani = Kriegsfahne zurückzuführen. Auch das Wort Fanal gleich Zeichen zum Kampf ist aus dem nordischen Worte entstanden. Widoind, der trügliche Sachsenherzog, zog mit dem weißen Roß auf rotem Felde in den Kampf.

Als im Jahre 955 Kaiser Otto der Große die heidnischen Ungarn auf dem Lechfelde besiegte, führte er selbst die sächsischen Heerhaufen an, die sich aus Westfalen und Niederachsen zusammensetzten. Ihnen voran wehte ein Banner, das ein Bild des Engels Michaels, des Drachenüberwinders, trug. Die deutschen „Mittel“ schlugen die Heiden aufs Haupt, so daß die Ränder und Brandstümpfe das Wiederkommen vergaßen. So berichtet der Chronist Widoind von Corbe.

Seit Kaiser Heinrich VI. trug die Reichsfahne des deutschen Reiches ein weißes Kreuz auf rotem Grunde. Die Fahne wurde häufig auf einem Wagen aufgezogen, der von starker Wachmannschaft umgeben war. Wo im Lande des Königs Fahne aufgezogen wurde, da herrschte Königs-Friede. Auch die Fürsten, adligen Herren und Städte führten eigene Fahnen.

So z. B. kämpften die Pfälzer in der Eoseler Fehde „unter dem Rosenbanner wie ein wütender Immenhörnchen“, während die befreundeten Eoseler unter dem Petrusfahnen ihre Siege erfochten.

In der Beilage der „D.M.Z.“, „Zeitsbilder“, findet sich ein Aufsatz über die Fahne, dem wir folgendes entnehmen:

„So widerspruchsvoll es klingt, mythische Kraft erhielt die Fahne erst durch das Christentum. Karl der Große übernahm zwar den Adler, der nicht nur bei den Römern, sondern auch bei den Griechen als König der Vögel heilige Verehrung genoß, aber er verband mit ihm die Idee der absoluten, weltumfassenden Herrschaft, indem das Kreuz, das nun als das weithin bestimmende Zeichen daneben trat, zum Wahrzeichen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation wurde. Doch auch dies erfuhr seine Weihe erst durch den Kampf. Es begleitete die abendländische Ritterchaft auf ihren Kreuzfahrten, und dergestalt zu ihrer Heeresfahne werdend, verdrängte es schließlich das Adlerbanner, das mehr und mehr nur noch die persönliche Macht des Kaisers vertrat.“

Wachvoll blieb die Fahne als Lebenssymbol. Das ganze Mittelalter hindurch währte der Brauch, bei der Belehnung den Vollzug der Herrschaftsübertragung durch Übergabe einer Fahne zu versinnbildlichen, bestand doch die entscheidende Pflicht, die der Lehensträger übernahm, in der Heerfolge oder im Kriegsdienst, und damit öffnete sich der Kreis immer wieder aufs neue zu dem tieferen Sinn, der der Fahne zugrunde liegt. Der Träger der Fahne wurde zu einem Streiter des Reiches, und verlor er sie an den Feind, so berichteten frühe Chroniken, ging er auch des Lebens verlustig, das durch sie und nur durch sie geheiligt war. Gewiß, von einem einenden

Panier konnte nicht mehr die Rede sein, da jeder Ritter ein anderes Zeichen trug, aber sogar im persönlichsten Feldzeichen erhielt sich noch der Ansporn zum Sieg. Selbst als mit dem Zerfall des Rittertums geworbene Landsknechte ins Feld zogen, erhielten ihre losen, zusammengewürfelten Haufen durch das „Fähnlein“, dem sie sich unterstellten, doch einen inneren Zusammenhalt, ja, sie legten schließlich so viel eigenen derben Sinn, so viel von ihrer Wesenart in die Bilder und Allegorien, die sie ihm aufmalten, daß dies sie zu einer verschworenen Gemeinschaft verschmelzen half. Mit der religiösen Spaltung wurde die Fahne zum Kampftruf wie nie zuvor.“

Wegen Beschimpfung einer Fahne bei der Eroberung von Akkon am 3. Kreuzzuge entstand der Streit zwischen Richard Löwenherz von England und Leopold von Oesterreich.

Wie wir aus der Belehnung Friedrichs von Hohenzollern mit der Mark Brandenburg durch Kaiser Sigismund wissen, vollzog sich dieser Akt durch die Übergabe einer Fahne, der zur jahrelangen Einkerbung des englischen Königs führte.

Die französische Kriegsfahne des Mittelalters hieß Drifflamme (auriflamme = Goldflamme), ein rotes, mit goldenen Sternen übersätes Banner. Diese wie ein Heiligtum gebühete Fahne wurde 1415 in der Schlacht von Agincourt von den Engländern erbeutet.

Die „grüne Fahne des Propheten“ mit dem Halbmond wurde den türkischen Heeren vorangetragen, die Jahrhunderte lang Europa und seine Kultur bedrohten.

Unter den Fahnen der alten Schützengilden kämpften tapfere deutsche Bürger auf den Wällen und Wehrgängen der Städte gegen feindliche Belagerer, während sie in friedlichen Zeiten denselben Fahnen folgten zum Vogelschießen und frühlichem Fest.

Alle großen Feldherren, wie Prinz Eugen, Friedrich der Große und Napoleon, wußten die



Die Fahne des Ritters

mythische Kraft der Fahne zu werten. In höchster Gefahr ergriffen sie das dem Fahnenführer entfallende Banner und führten ihre Truppen zum Siege. Was um die Fahnen gekämpft worden ist, das beweist die Kriegsgeschichte bis in die neueste Zeit.

Der Feldweibel malt

Stimme von Wolfgang Schwerbrock

Am Abend war er gekommen. Mit einem Landauer, wie man sie damals während des Großen Krieges in den Städten zu gebrauchen pflegte.

„Mit einem Landauer?“ fragten sich die verwundeten Soldaten im Lazarett und standen dabei zu kleinen Gruppen zwischen den Betten in den Krankenzimmern.

„Mit einem Landauer? Das ist ein ganz Vornehmer!“ rief Rudolf, der Mann mit dem zerfetzten Bein; er humpelte langsam an seinem Stuhl zum Fenster, um der Ankunft des neuen Feldweibels zuzusehen. „Seht, was er für ein seltsames Gesicht bei sich hat!“

Die anderen bewegten sich nun auch zu den Fenstern und sahen nach draußen. Der helle Mondschein glitzerte zwischen den Häusern, dunkle Schatten tanzten wie schemenhafte Gestalten auf dem Schnee. Der Kutscher war von seinem Bod gestiegen und half dem Feldweibel beim Auspacken, indes war auch schon einer von den Unteroffizieren hinausgepörrt, um den neuen Feldweibel zu begrüßen, und nahm dem bis oben hin Bela-

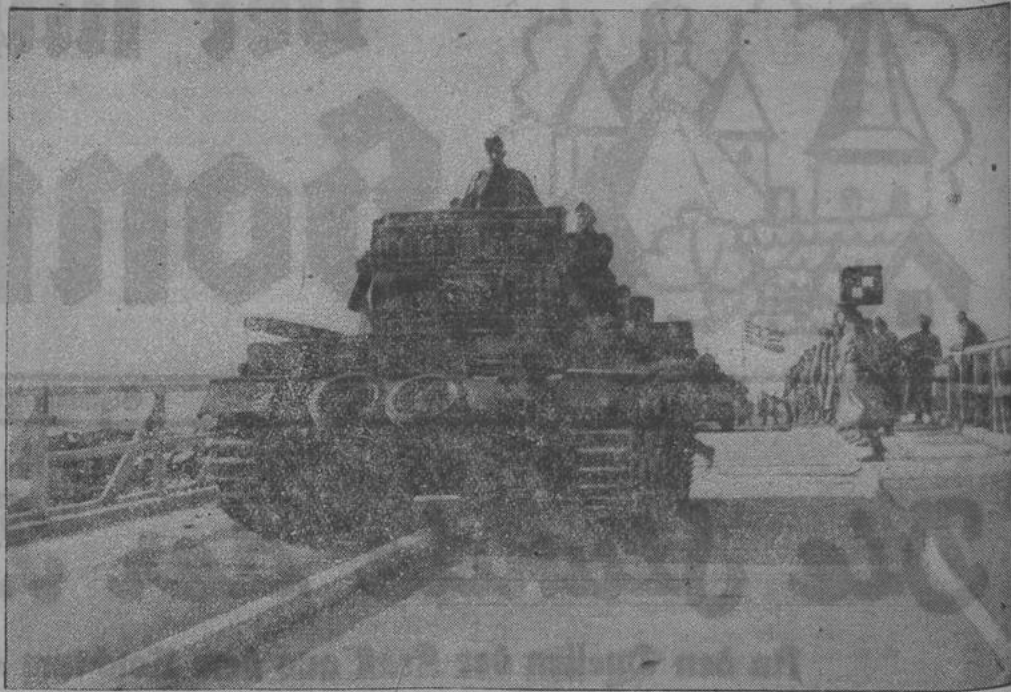
denen ein langes, dürrer Rattengestell ab, das jener als „Staffelei“ bezeichnete.

„Wer mag das nur sein?“ murmelte Rudolf. „Dünne Rattengestelle und gelbe Holzstäbe, große Rapprollen und viereckige Holzrahmen — am Ende ist unser neuer Spieß ein Antiquitätenhändler.“

Mochten die anderen mit finsternen Mienen auf ihren Betten sitzen und verzweifelt die Tabakswolken aus ihren Pfeifen paffen (denn sie wußten noch nicht, was sie von ihrem neuen Vorgesetzten halten sollten) — Rudolf verließ die Krankenzimmer und ging zum Zimmer des Feldweibels. Der helle Ton seines klappernden Spazierstockes hallte draußen auf dem Flur.

„Bitte eintreten zu dürfen!“ Rudolf stand in der offenen Tür des Zimmers und nahm Haltung an, so gut es ging.

„Wer?“ erwiderte der neue Feldweibel und löste die Schür von einem Bündel zusammengebundener Pinsel, kleine und große, dicke und dünne. „Rudolf, Gefreiter Rudolf, verwundet bei La-



Einmarsch der deutschen Truppen in Bulgarien

Wehrmachtsfahrzeuge aller Art, darunter schwere Panzerkampfwagen, gehen über eine von unseren Pionieren erbaute Brücke über die Donau zum jenseitigen bulgarischen Ufer. (PK-Koch, Weltbild — M.)

Bassée. Darf ich beim Auspacken und Einräumen helfen, Herr Feldweibel?“

„Gern!“ Der Feldweibel nickte, als er den Gefreiten gemurmelt hatte. Desgleichen befahl sich auch der Soldat den neuen Vorgesetzten; sein Kopf war schmal, die Gesichtszüge schienen gut ausgeprägt, die dunklen Haare hatte er nach hinten gekämmt — so machte er auf Rudolf einen guten Eindruck.

„Auspacken!“ sagte der Feldweibel und reichte Rudolf einen großen Holzkasten.

Rudolf öffnete ihn und holte eine ganze Batterie von Farbstoffen heraus, Delfarben, Pigmente, Deckweiß, Spachtelmesser und Bleistifte. Da schaute Rudolf erneut den Feldweibel an und fragte: „Sie malen, Herr Feldweibel?“

Der kurrte etwas Unverständliches, es klang wie: „Sozusagen! Muß aber noch viel lernen. Drei Semester Kunstakademie!“ Er steckte sich eine Zigarre an und blies dem erstaunten Rudolf den Rauch ins Gesicht. „Leichte Veranbarung am Knie gehabt, jetzt als Feldweibel ins Lazarett versetzt. Na — werdet bei mir eine ruhige Angel schieben.“ Er stellte eine große Staffelei und zwei Holzrahmen sorgfältig in die Ecke.

Später, bei einem Vorüber, erzählte Rudolf, daß er von Beruf Kunstmalerei sei, aber seit seinem Aufenthalt im Lazarett noch nichts flüchtig habe, geschweige denn in Öl gemalt. „Ubrigens, Herr Feldweibel,“ sagte er, „es sind noch mehr Leute unter uns, die zeichnen und malen, einer ist sogar ein Bildhauer!“

„Nicht schlecht,“ antwortete der Feldweibel, und führte das kleine Glas zum Mund. „Werde eine Malklasse aufnehmen — und wenn ihr wollt, eine Ausstellung durchführen und das Beste verkaufen. Profit!“

So begann die Geschichte. Am Morgen ging es wie ein Lauffeuer durch das Lazarett: „Der Feldweibel malt!“ Man beschaffte sich Zeichnenpapier und Leinwand, Delfarben und Bleistifte — und sehr bald war das ganze Kommando eine malende und zeichnende, schnitzende und formende Gesellschaft von lustigen Soldaten.

Die Ärzte des Lazarets hatten ihre helle Freude daran, denn ein verwundeter Soldat, der malt — ist besser als einer, der sich langweilt. Nun begab es sich, daß der Stadtkommandant dem Lazarett einen Besuch abstattete. Da — da gab es ein Donnerwetter, ob die Soldaten nichts Vernünftigeres anstellen könnten, als schlechte Bilder zu malen.

Einer der Ärzte beruhigte ihn aber und sagte, er möge in vierzehn Tagen noch einmal wiederkommen, dann werde er sein blaues Wunder erleben.

Zuchtvieh-Versteigerung

in Meschede (Sauerland)

(Viehversteigerungshalle)

Dienstag, den 18. März 1941

Zur Versteigerung gelangen mittags 12 Uhr

70 gek. Bullen u. 10 hochtr. Färsen

des rotbunten Tiellandschlages.

Alle Tiere stammen aus seuchenfreien Beständen und sind gegen Maul- und Klauen-

seuche geschützt.

Westfälisches Rinderstammbuch der Rotbunzüchler.

Münster i. Westf., Engelstraße 40, Fernruf 20525.

Suche zu sofort oder zum 15. März tüchtiges, erfahrenes

Mädchen

nicht unter 20 Jahren, für Küche und Haus.

Frau G. Feldewert, Erwitte, Stierper Damm 1.

Ein Interat im III. Sonntag

hilft bei jeder Gelegenheit.

Bettmässen

Preis RM. 2.00. In allen Apotheken.

Vorrätig in Lippstadt: Einhorn-

Apotheke und Engel-Apotheke.

Fortan wurde in diesem Lazarett nur noch gezeichnet und gemalt. Der Feldweibel ging von Stube zu Stube und trug einen weißen Kittel, wie es sich für einen Maler gehört. Die Arbeiten seiner Schüler überprüfte er sehr streng, nahm diesem die Palette und den Pinsel aus der Hand, sagte nur: „Schärfer die Konturen!“ oder: „Mehr Blau in den Himmel!“ — entlich sich von jenem den Bleistift und murmelte etwas von schlechter Perspektive und nahm gleich hinterher die Korrektur vor. Sein „Mistfädel“ war Rudolf, der mit Gesicht seines Amtes waltete.

Nach vierzehn Tagen hatte jeder der Soldaten sein Kunstwerk beendet. Gewiß schienen manche Dinge sehr unbeholfen, angefertigt, aber wenn einer in seinem ganzen Leben nichts anderes getan hat, als den Hobel und die Säge zu führen — so wird niemand von ihm verlangen, daß er ein schönes Bild malt. Der Feldweibel ließ eine große Stube ausräumen, unter seiner fachmännischen Anleitung wurden die Bilder aufgehängt. So konnte die Ausstellung eröffnet werden.

Es versteht sich von selbst, daß der Stadtkommandant große Augen machte. Die Bilder, die der Feldweibel selber gemalt hatte, gefielen ihm besonders; auch die von Rudolf und den anderen verwundeten Soldaten, die entweder von Beruf oder auch nur aus Leidenschaft malten, fanden sein Gefallen. Der Stadtkommandant nahm sogar einige Bilder gegen Bezahlung mit. Die Leute aus der Stadt durften die Ausstellung besichtigen, manches Bild fand hier noch einen freudigen Käufer, so daß der Feldweibel zu weiterer Arbeit angestachelt wurde.

Später gingen noch viele Malkünstler durch seine Hand, es war manches Talent darunter. Auch der Feldweibel brachte nach dem Krieg einige schöne Arbeiten mit nach Hause. Eine davon hängt in meinem Zimmer; mit Tusche gezeichnet, stellt sie sechs schlafende Rappen dar, die im Galopp vor einer Galatsche in einer sommerlichen Baumallee hertraben.

Sie glauben gewiß, ich hätte es von dem Herrn Feldweibel gekauft. Aber nein, er ist mein Vater.

„Ich erledige meine Arbeit spielend!“ — „Na, was sind Sie denn?“ — „Musiker!“

Der illustrierte Sonntag

Verlag: C. Jos. Laumanns, Verlagsleiter: Friedrich Karl Laumanns, Hauptschriftleiter: Emil Reuber, Anzeigenleiter: Herm. Schlepphorst, alle in Lippstadt. — Anzeigenpreis: 8 Rpf. pro 46 mm breite Anzeigenspalte. — Anzeigenpreisliste Nr. 3.

Wegen Heirat meiner jetzigen suche ich zum 1. April eine

Hausgehilfin

für alle Hausarbeiten.

Frau Fuhrmann, Lippstadt,

Friedrichstraße 24.

zu sofort

Mädchen

nicht unter 20 Jahren, für Küche und Haus gesucht. Das-

selbe hat Gelegenheit, sich im

Kochen auszubilden.

August Pistor, Fleischermeister,

Lippstadt, Alfestr. 15, Tel. 3126.

Jg. Mädchen

14 bis 17 Jahre, als Stütze

der Hausfrau für leichte

Hausarbeit gesucht. (Rami-

lienanschl.)

Angebote unter G 167 an die

Ges. d. M. Sonnt., Lippst.



Westfälisches Rinderstammbuch der Rotbunzüchler.

Münster i. Westf., Engelstraße 40, Fernruf 20525.

Suche zum 1. April oder spä-

ter zuverlässiges

Mädchen

Kochen kann erlernt werden.

Frau Schüttert, Lippstadt,

Bruchbäumweg 14.

Suche für einen Etagenhaus-

halt eine jüngere

Gehilfin

die den Haushalt und Kochen

erlernen kann. Sie kann auf

Wunsch zu Hause schlafen.

Offerten unter G 168 an den

M. Sonntag, Lippstadt.